



kommen. „Der Schütze“, so Möller, „schießt im Ernstfall einen großen Prozentsatz seiner Munition vorbei.“ Ursache ist der bisher unvermeidliche Rückstoß. Er läßt beim Abfeuern einer Dauerfeueralve die Geschosgarbe nach schräg oben „auswandern“, wie die Ballistiker diese zwangsläufige Zielflucht nennen.

Doch auch der gezielte Einzelschuß, so die militärische Erfahrung, ging bislang infolge von Schützenstreß und Ziel Fehlern meist daneben. Daher bietet das neue Gewehr zusätzlich zum Einzel- oder Dauerfeuer noch einen „automatisch begrenzten“ Drei-Schuß-Feuerstoß „mit definierter Streuung“. Damit werde bewirkt, meint ein Firmensprecher, „daß zumindest ein Geschos des Feuerstoßes sein Ziel erreicht und den Gegner kampfunfähig macht“.

Hohen Anteil an der raschen Schußfolge hat aber auch der kurze, unorthodoxe „Treibmittelkörper“. Wegen seiner viereckigen Form läßt er sich besonders leicht aus dem 50-Schuß-Magazin dem mit 30 Millisekunden je Schuß nachladenden „Walzenverschluß-System“ zuführen.

Das Mini-Kaliber und das Einsparen der schweren Patronenhülsen mindern außerdem das Kampfgewicht der Waffe. Sogar mit 50 Schuß im Magazin und einem gefüllten Reservemagazin wiegt das G 11 weniger als das herkömmliche G 3 ohne eine einzige Patrone. Ein weiterer technischer Vorteil: Das G 11 hat als einziges Automatengewehr keine Öffnung für den Hülsenauswurf – sonst unweigerlich die „Achillesferse“ für das Eindringen von Staub und Wasser, mithin Ursache potentieller Störungen.

Als erste Truppe hatte sich die U.S. Army im Jahre 1936 vom gebräuchlichen Repetiergewehr getrennt und ein halbautomatisches Selbstladegewehr eingeführt. Sein Benutzer brauchte nur noch abzudrücken, konnte aber keine Salven feuern. Das erste vollautomatische Gewehr entwickelten im Zweiten Weltkrieg die Deutschen. Es war das Sturmgewehr 44, technischer Vorläufer moderner Automatenwaffen wie der sowjetischen AK 47 „Kalaschnikow“. Die Leistungsgrenzen all dieser Typen liegen beim Problem des Rückstoßes.

Das Hochrasanzgeschos des G 11 hat sich trotz seines Kleinstkalibers von nur 4,7 Millimeter bei den Tests sogleich als eines der unheilvollsten Projektile erwiesen. Noch auf 600 Meter kann es Stahlhelme und Panzerwesten durchschlagen. Dabei wurde das auffallend lange Spitzgeschos nur für Kampferfernungen bis zu 300 Metern entwickelt. „da die geforderten Kampferfernungen immer geringer werden“ (so Möller).

Diese – in der pervertierten Logik der Militärs – als „Vorzüge“ gepriesenen Eigenschaften haben mittlerweile schon die Waffentechniker befreundeter Armeen wie der Streitkräfte Norwegens, Dänemarks, der Niederlande, Großbritannien, Portugals und Frankreichs aufhorchen lassen. „Wir freuen uns nicht nur aus Gründen der Standardisierung“, meinte Bundeswehresprecher Trittermann, „daß unser G-11-System nun auch für andere Nato-Staaten interessant geworden ist.“

Die Amerikaner haben sich sogar für 3,8 Millionen Dollar eine eigene Variante bestellt. Sie wird entwickelt von der Bonner „GHGS“ („Gesellschaft für hül-

senlose Gewehr-Systeme mbH“), die zu gleichen Teilen der Firma Heckler & Koch und der Feldmühle-Tochter Dynamit Nobel AG gehört. Projektleiter auch hier: Thilo Möller.

Als gewiß gilt, daß über kurz oder lang auch jene das System G 11 nutzen werden, die es nicht einfach ordern können, aber haben möchten.

„Dem Ostblock ist es bisher immer gelungen, unsere Waffen zu kopieren“, meint Oberstleutnant Trittermann. „Die werden es wohl auch diesmal schaffen.“

PARAPSYCHOLOGIE

Netter Schlemihl

Uri Geller, der Gabelbleger, schrieb seine Lebenserinnerungen. Hochmögliche Politiker und Wirtschaftler fielen auf ihn herein.

Es war bei „Drei mal Neun“ mit Wim Thoeke, da passierte es: Allenthalben meldeten sich TV-Zuschauer, in deren Haushaltungen stehengebliebene Uhren wieder liefen, defekte Toaster wieder glühten, kaputte Glühbirnen wieder leuchteten.

Vor allem aber verbog sich zuhauf bis dahin gebrauchstüchtiges Besteck zu vielfältig verkrümmter Schrottware – Uri Geller hatte, im Januar 1974, zum ersten Mal zugeschlagen. Fast zwei Jahre verbrachten die Deutschen im Geller-Wahn, dann verschwand der paranormale Schlemihl aus Israel an den ihm zustehenden Bestimmungsort – in der Versenkung.

Von dort aus hat er sich jetzt wieder gemeldet – mit einem biographischen Bericht über sein übersinnliches Tun und Treiben während der vergangenen zehn Jahre. „Der Geller-Effekt“ heißt das Buch, es ist nun auf Deutsch erschienen, und Humbug-Gläubige, die es kaufen, gibt es genug*.

Nur für die Sache des Guten und des Westens, so versichert der Autor seiner immer noch nach Millionen zählenden Anhängerschar von Psidioten, habe er seine Para-Kräfte eingesetzt – etwa in den Diensten der CIA oder gar im staatlichen Auftrag.

„Können Sie für uns Öl suchen?“ habe 1976 der mexikanische Präsident Luis Echeverría den damals 30jährigen Geller gefragt. Nichts leichter als das, antwortete der, und siehe: 1978 teilte die Regierung „der Öffentlichkeit mit, Mexiko werde sich in Kürze zum größten Öllieferanten der Welt entwickeln“ – worauf die Welt zwar immer noch wartet, aber was kann Geller schon für großmäulige Politiker-Erklärungen.

„Laufen Sie über, es ist gut für Sie, laufen Sie doch über“, befahl Geller, im Auftrag der CIA, während einer Party

* Uri Geller, Gay L. Playfair: „Der Geller-Effekt“. Ariston Verlag, Genf; 264 Seiten; 33 Mark.

auf Long Island einem „Mann der sowjetischen Botschaft“. Telepathiert, getan, der Kommunist konnte gar nicht anders: „Etwa um diese Zeit herum suchte Arkadij Schewtschenko, der stellvertretende Unogeneralsekretär, in den USA um Asyl nach“ – was ebenfalls ein schöner Erfolg gewesen wäre, hätte sich der Russe tatsächlich auf besagter Party befunden.

Vor allem aber galt Uris telepathische Obsorge dem gerade gewählten US-Präsidenten Jimmy Carter, der kundgetan hatte, er halte wenig von Psi und viel von Entspannungspolitik. Als der präsidentiale Konvoi durch Washington fuhr, wartete Geller am Straßenrand – „ich zielte bewußt und feuerte eine komprimierte Ladung psychischer Energie auf den Präsidenten ab kraft meiner Vorstellungen: Psi-Phänomene, Überlegenheit der Russen, Geld“.

Und tatsächlich: Carter gab, einer allerdings nicht bestätigten Meldung der „New York Times“ zufolge, eine Untersuchung über „die Gefahr eines Psi-Krieges“ in Auftrag. Und auch von einem Ausverkauf der freien Welt an den Russen hat Jimmy abgesehen.

Daß Uri Geller, der Gabelbieger, „nichts anderes ist als ein guter Trickkünstler von wunderbarer Routine“, hat der Weltklasse-Illusionist James („The Amazing“) Randi schon vor über zehn



Metallbieger Geller (1973)
„Wunderbare Routine“



Multimillionär Geller, Kinder*: „Explosionen im Kopf“

Jahren nachgewiesen. Um so unterhaltbarer lesen sich in den Lebenserinnerungen des Parapsychotikers jene Passagen, die deutlich machen, daß CIA-Agenten, aber auch veritable Wirtschaftskapitäne tatsächlich an Gellers angebliche Psi-Fähigkeiten glauben.

Um 1976 herum muß es gewesen sein, als dieses sympathische Schlitzohr erkannte, daß es wesentlich einträglicher sei, statt Millionen von TV-Zuschauern nur eine ausgesuchte Klientel von Psi-Gläubigen zum Narren zu halten. Geller zog sich von der Show-Bühne zurück, schor sich die moppartige Schwarzmähne zum Kurzhaarschnitt der Staatstragenden und begab sich in den Dienst der Wirtschaft. Heute ist er Multimillionär und besitzt ein Anwesen in London samt Autos, Frau und Kindern.

350 000 Dollar beispielsweise zahlte ihm die australische Minengesellschaft Zanex, damit er auf der Südsee-Insel Malaita Gold und Diamanten finde – daß die Summe gezahlt wurde, ist ebenso nachweisbar wie die Tatsache, daß die Suche erfolglos war. Anderen Auftraggebern erging es nicht besser.

Nur die Südkoreaner, die haben ihn ordentlich beschissen. Zehn Millionen Dollar sowie den höchsten Orden ihres Landes versprachen sie Geller für das Aufspüren von Tunneln, die das nordkoreanische Kommunisten-Regime hundertfach unter der Demarkationslinie am 38. Breitengrad hatte buddeln lassen.

Heerscharen von Soldaten schaufelten nach Uris Anweisungen und fanden tatsächlich zwei, vielleicht auch drei (so genau weiß er es nicht mehr) der unterirdischen Gänge – doch nebbich: „Nun sitze ich daheim in London und warte. Bis jetzt hat mir noch niemand einen

Scheck über zehn Millionen Dollar geschickt.“

Vielleicht hat diese Säumigkeit ihre Erklärung darin, daß auch Südkoreanern das Gesetz der Wahrscheinlichkeit bekannt ist. Oder wurde Geller nur deshalb nicht entlohnt, weil er dem hellseherischen Ansinnen eines südkoreanischen Zwei-Sterne-Generals nicht nachzukommen geruhte? „Uri, vergessen Sie diese Gänge einen Augenblick lang“, hatte der ihn angehaue, „wann werde ich zum Drei-Sterne-General befördert?“

Warum aber macht er sich all die Mühe und quält sich auf der Suche nach Bodenschätzen durch Ödeneien, Urwälder und Gebirge – wo er doch vermittels Hellseherei viel einfacher zu Geld kommen könnte, etwa beim Roulette?

Das hat Geller auch einmal versucht, aber auch nur einmal. Denn nachdem er 1975 ein Londoner Spielkasino – durch „mehr als Glück oder Zufall“ – um 17 000 Pfund erleichtert hatte, „passierte etwas ebenso Grauenhaftes wie Unerklärliches“.

Auf der Heimfahrt, so erinnert sich der Autobiograph, „gab es eine Explosion in meinem Kopf“, geisterhaft echoete sein Schmerzensschrei; dann brach er, von einer Tonnenlast zu Boden gedrückt, zusammen. „Warum hast du deine Fähigkeiten mißbraucht?“ fragte ihn ein zur Stimme gewordener Gedanke. Uri fühlte sein Ende nahen.

Da warf er flugs das gebündelte Geld durchs Autofenster, worauf ihm erstens besser und zweitens klar wurde: „Überirdische Kräfte sind nicht unser Allgemeigentum, und wenn man die Gesetze des Universums, denen auch diese Kräfte unterliegen, mißachtet, dann bekommt man das früher zu spüren, als man glaubt.“

* Im Pool vor seiner Londoner Villa.